

Vom Entbehrlichen und Unentbehrlichen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 31

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641959>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

spitzen, die mit der einen Wegwendung hervorguckten und mit der andern verschwanden.

Allmählich begannen die beiden nun doch zu plaudern. Der Einheimische, dem das Deutsche etwas schwer durch das Gehege der Zähne ging, fragte nach dem Ziel und Zweck der Reise, und Heinrich schloß seine Auskunft mit der Bemerkung: „Ich hätte mich wohl besser dem Splügen zugewandt.“

„Was tut's?“ erwiderte ihm der Weggefährte. „Ich wohne in Curaglia, dem letzten Dorf am Lukmanier, der auch in den Süden führt. Bloß werden wir dort erst gegen Mitternacht ankommen. Wenn das Euch nichts ausmacht, fahrt ruhig mit. Ein Gasthaus findet Ihr zwar nicht mehr offen; aber ich habe für Euch auch ein Bett.“

Der Student nahm dankbar an.

In dem Bergstädtchen Ilanz hielt der Bauer das Fuhrwerk vor einem Gasthaus an, ließ einen Freund und Militärkameraden rufen, und als der Mann kam, gab sich ein Trunk und Besperimbiß. Da konnte auch Heinrich seinen Hunger stillen und atmete erleichtert auf, als Peter Cabon — so hieß der Bauer von Curaglia — die gesamte Zecher mit der Miene der Selbstverständlichkeit beglich.

Auf der Fahrt durch das stets bergiger werdende Oberland gab es noch da und dort in den Dörfern einen kurzen Halt, grüßte Peter Cabon Verwandte und Bekannte, und Heinrich merkte, daß der Bauer in seiner Heimat ein geachteter Mann war, der auch öffentliche Würden bekleidete; denn manche, mit denen sie zusammenkamen, redeten ihn mit dem Titel „Richter“ an.

Es bedrückte ihn aber, daß er bei den paar Einkehrern stillschweigend und nur um Bescheid zu tun die Gastfreundschaft seines Führers angenommen hatte, ohne selber einen Teil der Zehrung zu erlegen. Wahrheit oder Einbildung, Cabon hatte ihm deswegen auch einmal einen fragenden Blick gegeben. In der Weiterfahrt rückte Heinrich auf seinem Sitz hin und her und überlegte, ob er seinem Wohltäter das Abenteuer in Chur gestehen wolle oder nicht. Dabei seufzte er ein paarmal, ohne daß er es selber wußte, aus Herzensgrund.

Cabon fragte, ob ihm nicht gut sei.

Heinrich legte nun wohl oder übel sein Bekenntnis ab und schloß es etwas schwermütig mit den Worten: „So bin ich der Mann, der mittellos nach Italien reist!“

Offensichtlich war aber der Eindruck, den das Geständnis auf den Bündner machte, ein herzlich schlechter. Aus den dunkeln Augen flammte ein mißtrauischer Blick in die blauen Landstiedels und glitt dann argwöhnisch forschend seinen Leib hinab bis auf die Spitzen der Schuhe.

„Das glaube, wer mag!“ versetzte Cabon kurz. Als sei er nun gegen seinen Gast verschlossen und vernagelt, wandte er seine Aufmerksamkeit bloß noch dann und wann mit einem ermunternden Ruf auf sein struppiges Bergroß, das getreulich die lange, schmale Straße dahintrabte.

Bald wurde die Stille für Landsiedel qualvoll. Was sollte er anfangen? Die Tränen heimlichen innern Elends drängten sich ihm in die Augen, und er biß die Zähne zusammen. So schlecht ging es einem, wenn man kein Geld besaß. Gott, was würde in den nächsten Tagen aus ihm werden!

Da hielt er es nicht mehr aus. „Vielen Dank für Ihre Freundlichkeit“, würgte er heiser hervor. „Sie gestatten, daß ich aussteige und den Weg wieder unter die Füße nehme!“

Dem selbstbewußten Bauern gefiel die Empfindlichkeit des Gefährten; über seine vorherige Schroffheit errötend, versetzte er: „Nein, so war es nicht gemeint! Ich kann mir aber nicht vorstellen, wie es einem anständigen Menschen zu Mute ist, der mit bloß zwei Franken durch die Welt reist. Mir wäre es, wie

wenn ich am Sonntagmorgen im bloßen Hemd in die Kirche gehen müßte. Daß Ihr aber sonst ein anständiger Mensch seid, glaube ich gern. Ihr kommt gut im Gewand und seht aus, als ob ihr eine brave Mutter gehabt hättet. Fahrt also nur ruhig mit mir und geht am Morgen mit Gottes Segen weiter!“

Die versöhnlichen Worte schienen Peter Cabon selber eine Herzenserleichterung zu sein; er war nun mit Heinrich lieb und gesprächig.

Fortsetzung folgt.

* * *

Vom Entbehrlichen und Unentbehrlichen

(Sonntagsgedanken.)

Laut obrigkeitlicher Weisung haben wir „entrümpeln“, endgültig abfahren müssen mit all dem Kram, der uns eigentlich schon längst hindernd im Wege war, von dem wir uns aber bisher noch nicht ganz trennen konnten. Es gibt zwar auch Leute, die kommen von unnützem Gerümpel nie los. Sie räumen ihn fortwährend auf, ordnen ihn neu, stauben ihn ab, müssen sich überhaupt fortwährend damit beschäftigen, denn Gerümpel aufbewahren braucht nicht nur Platz, sondern auch Zeit und Arbeitskraft. Dabei aber finden sie oft nicht die nötige Zeit für das, was wirklich Pflicht wäre. Am wirklichen Leben um sie herum, an den Mitmenschen, ihrer Freude und ihrer Not, sehen sie vorbei. Sie haben eben immer anderes zu tun.

Es kann sehr wohl sein, daß ein solches Verhalten ein Ausweichen ist, ein Ausweichen vor der wirklichen Pflicht, vor dem harten Ernst des Lebens. Dann ist einem der anstrengendste und zeitraubendste „Betrieb“ willkommen, wenn er nur ablenkt. Es war einmal ein Bankbeamter. Der fing an zu spekulieren und vergriff sich bald an dem, was nicht ihm gehörte. Niemand merkte es. Trotzdem wußte er ganz genau, was nun seine Pflicht gewesen wäre. Dieser aber wich er aus, indem er sich in einen wahren Wust von Arbeit warf. Nie war er so eifrig im Geschäft, nie leistete er in seinen freien Stunden so viel „nützliche“ Hilfe in zahlreichen gemeinnützigen Werken. Hinter diesem Umtrieb verschanzte er sich gegen die Forderungen seines Gewissens. Das Unnötige sollte ihn schützen vor dem Notwendigen, die Menge der Arbeit vor der einen heiligen Pflicht. Geschützt hat sie ihn aber nicht, es kam alles, wie es mußte.

Wie hat doch Jesus zur geschäftigen Martha in Bethanien gesagt (lies Lukas 10)? — „Martha, Martha, du machst dir viel Sorge und Mühe. Eins aber ist not!“ Gerade das Eine, das ihre Schwester Maria tat, nämlich alles Ablenkende auf der Seite lassen und scharf hinzuhören auf das, was Jesus uns Menschen zu sagen hat. Gewiß, wir sollen nicht nur Jesu zu Füßen sitzen und den andern alle Arbeit überlassen. Das hatte Maria auch gar nicht im Sinne. Auch Christen sollen auf allerlei Weise tätig sein und „wirken, solange es Tag ist“. Aber das Wirken, Schaffen, Puzen, Pflanzen, Zeitungslesen, Geldverdienen darf nicht zur alleinigen Hauptsache werden, darf nicht alle Zeit auffressen, sodaß das andere, das allein und unbedingt Notwendige unterbleibt: Das Stillewerden und Hinhören auf Gott. Das muß seinen unverrückbaren Platz haben in unserm Leben, das darf unter keinen Umständen fehlen, denn es ist das Eine, das Not tut.

Wohlgemerkt, es gibt auch „fromme“ Ablenkungsmanöver, eine geistliche Vielgeschäftigkeit auf Kirchenbänken, auf und unter Kanzeln, in kirchlichen Vereinsanlässen und sonstigen „guten Werken“, bei denen man sich einredet, man „diene“ selbstlos Gott und den Menschen. Ja, man dient, dient sich selbst, seiner Eigensucht, seiner Ehrsucht. Gott kommt dabei zu kurz. Aber gerade ihn sollen wir hören, ihm Recht geben, seinem Worte gehorchen. Um das allein geht's für uns alle. Das muß sein. Das andere können wir nach Belieben abbauen, dieses nicht.

Wenn wir Christus zu uns reden lassen, die Verbindung mit ihm nicht abbrechen, dann stimmt's. Alles andere kommt nachher.

Lw.